

Otto Ortner, geb. 1933 in Trautmanns, Pfarre Sonnberg, Südböhmen

Rückschau: „70 Jahre nach der Vertreibung aus der südböhmisch-sudetendeutschen Heimat“.

Im heurigen Jahr, 2015, werden es 70 Jahre, dass die Sudetendeutschen von den Tschechen aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Die Vertreibung ist schon Geschichte, da es nur noch wenige Zeitzeugen gibt. Ich war damals 12 Jahre alt und möchte in dieser Niederschrift meine Erinnerungen weitergeben. Die Niederschrift weicht manchmal vom Thema ab, um das Erzählte zu vervollständigen. Es werden auch Fakten aus vorhandenen Unterlagen wiedergegeben.

1. Die Vertreibung 1945:

Nach Ende des zweiten Weltkrieges gestatteten die vier Siegermächte den Tschechen, die deutsche Bevölkerung aus dem Sudetenland zu evakuieren. Die Tschechen machten eine ethnische Säuberung in ihrem Land, indem sie die Sudetendeutschen enteigneten und aus ihrer Jahrhunderte alten Heimat vertrieben.

Anfang des Jahres 1945 war eine sehr unruhige Zeit. Das Kriegsgeschehen kam immer näher. Aus der Zeitung „Der Dorfbote“ entnahmen meine Eltern ihre Informationen über den Krieg. Ein Dorfbewohner hatte ein Radio, das mit einer Batterie betrieben wurde. Abends kamen immer Dorfleute in sein Haus, um über die Geschehnisse Bescheid zu bekommen. Diese wurden tags darauf weitererzählt. War die Radiobatterie leer, musste man sie zum Aufladen nach Glasern in die Mühle tragen.

Ich besuchte damals die einklassige Volksschule im Dorf Haid. Meine Eltern ließen mich alsbald nicht mehr zur Schule gehen. Auch mein Jugendfreund, der in Budweis die Schule besuchte, kam nach Hause zurück. Im März 1945 wurde der Schulbetrieb dann überall eingestellt.

Es kamen desertierte Soldaten in unser Dorf und baten um Essen und Zivilkleider. Die deutsche Wehrmacht war auf dem Rückzug. Mein Onkel, der bei der Wehrmacht war, kam im April 1945 nach Hause. Da der Krieg noch nicht zu Ende war, versteckte er sich tagsüber im Wald und kam am Abend zum Schlafen zurück. Die Anwesenheit meines Onkels wurde mir jedoch verschwiegen. Eines Tages bemerkte ich es doch und ich durfte darüber kein Wort verlieren. Von Ferne hörten wir einige Male Kanonendonner.

Man merkte auch, wie in weiterer Zeit die Tschechen aufbegehrten und sich als Sieger fühlten. Besonders gefürchtet waren die tschechischen Partisanen. Von diesen wurden einige Dorfbewohner verhaftet, da diese der Partei angehört oder beim Volkssturm eine Funktion innehatten.

Eines Tages, im April des Jahres 1945, kamen die Russen mit Pferdewägen und besetzten unser Dorf. Ein Trupp von Soldaten zog mit Pferden und Wägen sogar auf unseren Bauernhof. Die Soldaten waren sehr müde und verlangten zuerst etwas zu essen. Danach legten sich zwei von ihnen in die Betten im Schlafzimmer meiner Eltern. Die anderen ruhten sich im Hof auf dem Boden aus. Dabei hatten sie neben sich die Kalaschnikow liegen. Taschenuhren und Frauen waren vor ihnen nicht sicher. Die jungen Mädchen und Frauen verkleideten sich, um als alt und hässlich zu erscheinen. Sie zogen alte Kleider an und banden sich Kopftücher tief ins Gesicht. Außerdem hielten sie sich zumeist in Verstecken auf. Trotz dieser Maßnahmen kam es aber auch zu Überfällen.

In dieser unsicheren Zeit wurden am Abend Tore und Türen besonders fest verschlossen. Eines Abends standen plötzlich zwei Russen vor unserer Haustüre im Inneren des Hofes und klopfen an. Mein Vater öffnete. Die Russen gingen in unsere Wohnküche und anschließend

in das Eltern-Schlafzimmer. Nach einer Weile kamen sie wieder heraus und verließen unser Haus. Als sie fort waren, stellten meine Eltern fest, dass ein Anzug meines Vaters, der im Kleiderschrank war, fehlte. Diesen entwendeten Anzug hatten die Russen zuerst aus dem Fenster geworfen und anschließend mitgenommen.

Zur Versorgung der russischen Soldaten musste jeder Bauer ein Stück Rind abgeben. Nachdem jeder sein Tier an der Sammelstelle bereitgestellt hatte, musste mein Onkel die Rinder zur Bahnstation nach Besenitz treiben. Da er wegen einer möglichen Verschleppung vor den Russen Angst hatte, kehrte er kurz vor dem Bahnhof um und ließ die Tiere alleine stehen. Nach einigen Tagen verließen die Russen unser Dorf und quartierten sich in umliegende Wälder ein, beziehungsweise hausten in diesen Wäldern.

Die Tschechen übernahmen nach dem Abzug der Russen die voll Macht über die Menschen und das Land. Für uns Buben war diese Zeit, wir mussten ja nicht in die Schule gehen, besonders abenteuerlich. Überall gab es etwas zu erkunden oder auszuforschen. Wir versuchten, bei jeder Gelegenheit Stellen abzusuchen, an denen man Gegenstände der Wehrmacht – wie Munition und dergleichen finden konnte.

Eines Tages ging ich mit einem Schulkameraden ca. 3 km in Richtung des Dorfes Neudorf. In diesem Wald hatten die Russen ihr Camp gehabt. Wir suchten nach brauchbaren, interessanten Dingen, die die Russen zurückgelassen hatten und wurden ausreichend fündig. Besonders interessant war für uns die Gewehrmunition. Bei dieser Suchaktion standen auf einmal zwei Tschechen vor uns. Sie wollten uns mitnehmen, da wir Munition in den Hosentaschen hatten. Das war ein bitterer Moment. Wir brachen in Tränen aus und flehten um Verzeihung. Danach nahmen sie uns die gesammelte Munition ab und ließen uns nach einiger Zeit wieder laufen. Die Einschüchterung war nach kurzer Zeit vorbei und wir suchten erneut weiter. Als wir die Taschen wieder voll hatten, machten wir uns auf den Heimweg.

Nach Ende des Krieges wurde der Bürgermeister unseres Dorfes abgesetzt und Trautmanns von einem tschechischen Kommissar verwaltet. In diesem Zusammenhang kam auch die Anordnung heraus, dass alle deutschsprachigen, erwachsenen Personen zur Kennzeichnung eine weiße Armbinde tragen mussten. Auf dieser war ein schwarzes „N“ angebracht. Das „N“ bedeutete „Nemec“ – „Deutscher“. Damit waren die „Deutschen“ gekennzeichnet und jeder Tscheche wusste, mit wem er es zu tun hatte. Unser Ort „Trautmanns“ hieß tschechisch „Trutman“. Nach 1945 wurde er auf „Mezilesi“, das heißt „zwischen den Wäldern“ geändert und gehört zur Gemeinde Schweinitz.

Im Laufe der Zeit hatten meine Eltern allmählich erfahren, was auf uns zukommen sollte. Was nicht begreifbar war, was niemand für möglich hielt, sollte eintreffen! Die Vertreibung von Haus und Hof! Für meine Eltern war es unvorstellbar, den Bauernhof mit 16 Hektar Grund und Boden, 3,5 Hektar Wald, zu verlassen. Sie stellten sich immer wieder die Frage nach dem „Warum“ und wer diese Arbeit auf dem Hof, auf den Feldern und Wiesen weitermachen würde. Es war ja kurz vor der Ernte. Wer soll die Ernte einbringen? Wer soll das Vieh versorgen? Das waren Fragen, die keiner beantworten konnte. Als jedoch die Zeit der Vertreibung immer näherkam, entschlossen sich einige Familien aus unserem Dorf, freiwillig ihr Hab und Gut zu verlassen. Nicht nur von Trautmanns, sondern auch von Nachbarorten, gingen die Familien über die Grenze nach Österreich. Diese Familien konnten jedoch nur das mitnehmen, was sie zu tragen im Stande waren. Ein Ehepaar mit Sohn aus Trautmanns machte es so: Der Mann trug eine Mistgabel, um eine Feldarbeit vorzutäuschen, so als ginge er auf den Acker um zu arbeiten. Aus Trautmanns waren es insgesamt drei Familien, die nach Österreich flüchteten.

Den Tschechen war es gleichgültig wie viele Deutsche abhauten, im Gegenteil, sie waren froh, wenn die Deutschen weg waren. Dagegen versuchten die österreichischen

Grenzsoldaten die Heimatleute an der Grenze aufzuhalten und zurückzuweisen. In Österreich angekommen, waren sie staatenlos, bzw. vogelfrei (hatten keinen Schutz) und wurden als Ausländer bezeichnet. Wer keine Verwandten oder keine Arbeit hatte, wurde nach Westdeutschland abgeschoben. Die Personen, die ihre Nachweise nicht erbringen konnten, wurden nach Bayern ausgewiesen. Da der schwedische Staat um Einwanderer warb, entschlossen sich auch einige, dorthin auszuwandern. Aus Trautmanns war es die Familie Vögler, die Österreich Richtung Schweden verließ.

Meine Familie wartete, was geschehen würde.

Eines Tages hatten meine Eltern erfahren, dass im Nachbarort Chwalkahof die Vertreibung bereits vollzogen war. Informationen um den Ablauf der Vertreibung sickerten durch. Nun war die Verzweiflung groß! Im Dorf liefen auch schon die Tschechen umher und besichtigten die Häuser, die sie eventuell übernehmen könnten. Nicht nur über die Häuser hatten sie sich informiert, sondern auch über die einzelnen Familien, wie viele Arbeitskräfte und Kinder vorhanden waren.

Da das Schicksal nicht mehr abzuwenden war, griff man zur letzten Verzweiflungstat. Man schuf Verstecke, um besondere Gegenstände zu verbergen. Vieles wurde in der Erde vergraben, in Kellern eingemauert, immer in der Hoffnung, dass die Vertreibung nicht endgültig sein könne, dass man wieder zurückkäme. Auch meine Schwestern waren nicht untätig und haben ihr Spielzeug versteckt. Mein Vater war beim Volkssturm und hatte ein Paar Ski bekommen, die ich auch benutzen durfte. Da wir sie nicht mitnehmen konnten, versteckte ich diese auf dem Heuboden im Heu. Zur Vorsorge hat meine Mutter Wertgegenstände wie z.B. unsere Pendeluhr zu ihrer Schwester in den Nachbarort Chwalkahof gebracht. Die Schwester meiner Mutter war mit einem Tschechen verheiratet, Leute in Mischehen konnten in der Tschechei bleiben.

Wie es der Zufall wollte, erfuhr ich nach 5 Jahrzehnten bei einem Heimattreffen von Herrn Prinz aus Sohors, dass seine Familie nach der Vertreibung in Trautmanns, auf unserem Hof, als Arbeiter eingesetzt war. Der junge Franz Prinz hatte beim Spielen im Sandkasten das versteckte Spielzeug von meinen Schwestern gefunden! Er erzählte mir, dass er sich dabei Gedanken machte, wem wohl das Spielzeug gehörte. (Die Familie Prinz kam, nachdem sie von Trautmanns wegmussten, im Zuge der Vertreibung nach Hessen in die Stadt Fulda.)

Einen Tag vor der Vertreibung kam der tschechische Kommissar mit einigen Männern und erklärte meinen Eltern auf Deutsch, dass wir am nächsten Morgen abgeholt würden. „Die Abholung erfolgt vormittags und wir dürfen nur ca. 50 kg pro Person mitnehmen“, hieß es weiter. Das blanke Entsetzen stand meinen Eltern im Gesicht, sie waren fassungslos. Die Sorgen bezüglich der noch zu verrichtenden Arbeiten auf unserem Bauernhof standen nun nicht mehr im Vordergrund, sondern die Frage: „Was nehmen wir mit, wenn wir gehen müssen?“ Es wurden Kleider, Bettwäsche, Geschirr, Dokumente, usw. in Säcken und Bündel verpackt. Die Großmutter ließ es sich nicht nehmen, ihr Spinnrad mitzunehmen. Wir Kinder, orientierten uns an den Eltern und konnten doch nicht verstehen, was das heißt, Haus und Hof, die Tiere, Felder und Wiesen, Wald und Bach, die Heimat verlassen zu müssen.

Ich konnte mir damals als 12jähriger Junge nicht vorstellen, von der gewohnten, vertrauten Umgebung einfach fortgehen zu müssen. Meine Eltern mussten alles liegen und stehen lassen, was sie geerbt und erarbeitet hatten. Drei Jahre davor, 1942, hatten sie von den Großeltern den Hof übernommen, er war von Generation zu Generation vererbt worden. Sie waren zum Zeitpunkt der Vertreibung 35 und 33 Jahre alt, standen in der Mitte ihres Lebens und hatten noch die Zukunft vor sich. Das Sudetenland war das Land und die Heimat ihrer Väter. Nachweislich lebte seit dem Jahr 1599 die Familie Ortner in der 11. Generation auf dem Bauernhof in Trautmanns. Die Ansässigkeit der Familie Ortner, die ich 2005 in Auftrag

gab, konnte bis in das Jahr 1599 nachgewiesen werden. Seit dieser Zeit gab es schon die Ortners in Trautmans! Für weitere Nachforschungen waren keine Unterlagen mehr auffindbar. Nach den vorhandenen Unterlagen gibt es den Ort Trautmans schon seit Beginn des 13. Jahrhunderts.

Am 28. September 1945 standen wir bereit mit unserem Gepäck für den schweren Abschied von der Heimat. Ein Bauer mit Pferdegespann und Leiterwagen war vorgefahren und stand vor unserem Hof. Bevor wir jedoch unser Gepäck aufladen konnten, erfolgte die Besichtigung der eingepackten Sachen von zwei Tschechen. Das Spinnrad durfte meine Großmutter nicht mitnehmen. Die ganze Familie war gerührt vor Wehmut. Meine Mutter und die Großmutter weinten. Der Vater war verzweifelt und sehr traurig. Die Verfassung der Familie war so, als wäre ein Familienmitglied gestorben. Man konnte nicht begreifen, dass es so etwas gibt, dass so was möglich ist.

Der Schmerz, das Zuhause verlassen zu müssen, das Eigentum, das Generationen geschaffen hatten einfach weggenommen zu wissen, es jemand anderem zugesprochen zu sehen, war unbeschreiblich groß. Er traf jeden bis in die Tiefe der Seele.

Nun standen wir auf einmal vor dem Nichts!

Meine Eltern, meine zwei Schwestern, die Großmutter und ich, mussten nach der „Kontrolle“ des Gepäcks den Leiterwagen mit dem uns verbliebenen Hab und Gut besteigen. Das war ein schwerer Abschied und die Fahrt oder die erste Reise ins Ungewisse begann. Der Zielort der Reise war unbekannt, wir wussten nicht, wohin sie geht.

Eines hielt uns noch am Leben: Der Glaube, dass wir bald wieder zurückkommen würden, denn so ein Unrecht darf nicht sein.

Wir wurden zu einem tschechischen Bauern in das Dorf Wugau (Bukowa), ins tschechische Gebiet gebracht. Wugau liegt in der Nähe des deutschen Dorfes Sohors, einige Kilometer von Trautmans entfernt. Nach dem schmerzlichen Abschied von unserem Daheim, von unserem Bauernhof, hatte in der gleichen Stunde, ein „Tscheche“ all unser Hab und Gut, unseren Bauernhof mit dem gesamten Inventar, Felder, Wiesen und Wald übernommen. Er sagte nicht einmal dafür „Dankeschön“. Den neuen Hofbesitzer kannten wir, es war der Tscheche, der einige Jahre zuvor die Wasserleitung in unserem Haus gelegt hatte. Er war, das erfuhren wir später, nicht lange auf dem Hof. Er hat das Anwesen abgewirtschaftet und was für ihn brauchbar war mitgenommen oder verkauft.

Vor der Vertreibung lebten 150 Personen in Trautmans. Davon waren ca. 25 Tschechen oder Ehepartner mit tschechischer Herkunft. Es durften sechs Familien bleiben, weil jemand in der Familie tschechischer Abstammung war. Die deutschstämmigen vertriebenen Familien kamen im Umkreis von ca. 30 km zu tschechischen Bauern als Arbeitskräfte. An kinderreichen Familien gab es bei den Tschechen kein Interesse. Die Familien mit vielen Kindern konnten vorerst auf ihren Häusern bleiben.

Wir wohnten in Wugau in einem kleinen Häuschen. Meine Eltern mussten jeden Tag bei dem Bauern arbeiten und waren somit Knecht und Magd. Dabei blieb ihnen nichts erspart. Es war die gleiche Arbeit wie zu Hause. Der Unterschied war, dass meine Eltern nicht für sich arbeiteten, sondern für fremde Menschen und für ihre Arbeit nicht entlohnt wurden. Auch ich wurde bei der Ernte eingesetzt. Im Winter mussten meine Eltern im Haus des Bauern einen Keller graben. Die Großmutter sorgte für das leibliche Wohl, soweit man das sagen konnte. Es gab fast das gleiche Essen wie zu Hause, nur etwas weniger. Meine Großmutter, meine Schwestern und ich gingen in den Wald, pflückten Heidelbeeren und sammelten Pilze. Diese Früchte waren der Vorrat für den Winter. Außerdem sammelten wir dürres Holz und Tannenzapfen als Brennmaterial. In den Häuschen war ein kleiner, eiserner Ofen, auf dem das Essen gekocht wurde und dieser Ofen diente auch zur Erwärmung der Stube.

Der Winter 1945/46 war sehr kalt. An manchen Tagen hatten wir Eisblumen an den Fenstern. Die Großmutter hatte ein Spinnrad bekommen, mit dem sie sich beschäftigen konnte. In dem Dorf waren noch mehrere deutsche Familien untergebracht, die ebenfalls bei den Bauern als Arbeitskräfte eingesetzt waren. Die deutschen Kinder durften die tschechische Schule nicht besuchen. Wir hatten wiederum viel Zeit zum Streunen und sind dabei auch auf dumme Streiche gekommen. Im Dorf waren auch Buben von anderen deutschen Familien in meinem Alter. Wir schlossen uns zusammen und vertrieben uns die Zeit mit verschiedenen Tätigkeiten. Die Verständigung mit den einheimischen Dorfbewohnern war schwierig, da wir ja kein Wort tschechisch konnten. Im Dorf waren wir bei der tschechischen Jugend nicht beliebt. Wir mussten immer einen großen Bogen um sie machen, um einer Schlägerei aus dem Weg zu gehen. In der Nähe unserer Bleibe war ein großer Gutshof, der dem Grafen Buquoy von Gratzen gehört hatte. Auf diesem Gutshof war ein alter Lanz-Bulldog. Bevor dieser Lanz-Bulldog in Betrieb ging, wurde der Glühkopf angeheizt und danach mit einer Handkurbel angeworfen. Diese Technik hat mich sehr beeindruckt. Ich hatte so eine Maschine noch nie gesehen, sie weckte in mir eine gewisse Neugier. Vielleicht war das der Grundstein für meinen späteren Beruf.

Mein Onkel kam durch die Vertreibung als Knecht zu einem Bauern in ein tschechisches Dorf. Meine Großmutter und ich besuchten ihn zu Fuß von Wugau aus. Er ist später nach Österreich geflüchtet. In der Nähe von Linz fand er bei einem Bauern Unterkunft und Arbeit. Von September 1945 über den Winter, bis Mai 1946, verbrachten wir unser Leben in dem Dorf Wugau. Bei meinen Eltern war jedoch immer noch der Glaube da, dass wir wieder nach Haus kommen werden.

2. Transport nach Deutschland:

Anfang des Jahres 1946 erfolgte der Abtransport der „Deutschen“ mit der Eisenbahn. Wir waren aber noch immer in Wugau. Nun entstand die Angst, dass unsere Familie in der Tschechoslowakei werden bleiben müssen. So schwer die Entscheidung meinem Vater auch fiel, am 3. April 1946 ging er zum Bürgermeister und bat diesen um Anmeldung zur Ausweisung nach Deutschland. Ein zweiseitiges Formular mit zwölf Fragen wurde ihm vorgelegt, die schriftlich beantwortet werden mussten. In diesem Dokument musste man aufführen, was die Familien vor dem Verlassen des Hofes an Vermögen und beweglichem Inventar, außer den Gebäuden, sowie Grund und Boden, besaßen. Die Überschrift über diesem Formular lautet wie folgt:

„ANMELDUNG der Vermögenssubstanz, welche Deutsche, Magyaren und andere Feinde der Republik bisher besitzen und welche im Sinne des Dekreta des Präsidenten der Republik SLG. Nr. 108 vom 25. Oktober 1945 der Konfiskation verfallen sind.“

Die Fragen bezogen sich auf: 1. Edelmetalle, Münzen usw., 2. Kunstgegenstände, Bilder usw., 3. Wohnungseinrichtungen, 4. Pelze, 5. Musikinstrumente, 6. Öffentliche und private Förderungseinrichtungen, 7. Schreib- Rechnungs- Vervielfältigungseinrichtungen usw., 8. Betriebsmittel aller Art, 9. Lager von Waren, Rohstoffe usw., 10. Wertpapiere, Einlagebücher usw., 11. Ausfuhrrechte, Urheberrechte, 12. Sonstige nicht aufgeführte Gegenstände.

Nach Beantwortung der Fragen und der Leistung der Unterschrift meines Vaters stempelte der Bürgermeister dieses Dokument mit dem Gemeindesiegel ab. Danach stellte er eine Registrierbescheinigung aus, auf der alle Familienmitglieder mit Namen und Geburtsdatum aufgeführt waren. Ein Exemplar dieser Anmeldung wurde, Vater übergeben. Diese Bescheinigung war der Ausweisungsschein und somit auch, zynisch gemeint, der Zwangsfreifahrtschein für die Feinde der Republik in Richtung Westen.

Am 15. Mai 1946 war es soweit. Mit einem Lastwagen wurden alle deutschen Familien, die in Wugau untergebracht waren und einen Ausweisungsantrag ausgefüllt hatten, mit ihrem Gepäck nach Budweis transportiert. Vor dieser Fahrt hat Mutter wichtige Dokumente, Sparbücher und Wertsachen in Kleider oder Unterwäsche eingenäht. Diese Kleidungsstücke trugen wir am Leib. Meine Großmutter durfte das zweite Spinnrad, das sie ebenso wie ihr eigenes liebte, nicht mitnehmen. Ihr Schmerz war wieder groß. Nun begann die zweite Fahrt ins „Ungewisse“. Damals wussten wir noch nicht, dass meine Eltern richtig gehandelt hatten. Etwa zwei Monate später kamen nämlich jene Heimatleute, die die Ausweisung nicht beantragt hatten, nach Ostdeutschland, in die russische Zone.

Wir wurden in ein Durchgangslager, bestehend aus Baracken, gebracht. Es befand sich etwas außerhalb von Budweis und hatte einen Eisenbahn-Gleisanschluss. Familien aus verschiedenen Dörfern des Kreises Kaplitz wurden hierhergebracht. Nach der Registrierung der einzelnen Personen erfolgte die Gepäckkontrolle und eine Leibesvisitation. Diese Kontrolle war der Höhepunkt der Demütigung. Die Kontrolleure forderten, dass alle in den Säcken befindlichen Habseligkeiten wie Kleider und sonstige Gegenstände, ausgepackt werden mussten. Wertgegenstände wie Uhren, Schmuck, Bargeld und Sparbücher musste man gleich abgeben. Die Eheleute konnten, welche Gnade, ihre Eheringe und die Taufscheine von der Familie behalten. „Falls jemand „Goldzähne“ hätte, könne man diese ausnahmsweise auch behalten“, wurde zynisch bemerkt. Die Abgabe der letzten persönlichen Dinge erfolgte in einzelnen Fällen nicht freiwillig, es gab auch Wortauseinandersetzungen und viele Tränen. Wir waren diesen Personen, ihren Schikanen und ihrer Willkür total ausgeliefert. Nach dieser Filzung hatte manche Familie nur mehr so viel wie ein Bettler. Danach erfolgte die Entlausung. Wir hatten jedoch keine Läuse, Flöhe oder Wanzen. Man musste, dessen ungeachtet, in eine Kabine gehen und wurde aufgefordert, sich vollkommen zu entkleiden. Danach wurde man mit Entlausungsmittel besprüht. Der Grund der Entlausung war, zynisch gemeint, dass kein tschechisches Ungeziefer außer Lande kommt. Nach zwei Tagen Aufenthalt erfolgte die Vorbereitung zum Abtransport. Die Verpflegung war in dieser Zeit sehr mager.

40 Eisenbahnwaggons standen bereit. Diese waren zuvor als Stückgut oder zum Transportieren von Tieren verwendet worden. Es waren Viehwaggons zum Transport von Menschen.

Vor der Abreise wurden wir alle sorgfältig registriert und für jeden Waggon gab es eine Transportliste mit Personenanzahl und Namen. Die einzelnen Familien erhielten Anweisung in welchen Eisenbahnwaggon sie einsteigen mussten. Danach erfolgte die Verladung in die bereitgestellten Viehwaggons. Bis zu 30 Personen mit ihren Bündeln, beziehungsweise mit ihren Säcken waren in einem Waggon untergebracht. Nicht nur das restliche Hab und Gut wurde eingeladen, sondern auch der unendliche Schmerz eines jeden, der so die Heimat verlassen musste! Das Ausmaß der Tragödie spiegelte sich in jedem Gesicht wider. Wohin führt der Weg? Was bringt die Zukunft? Wie geht das Leben weiter? Wann dürfen wir wieder nach Hause zurück? Das waren alles Fragen, die jeden quälten und die keiner beantworten konnte. Da dieser Zug aus 40 Waggons bestand, wurden mit diesem Transport 1200 Personen aus dem Lande gebracht. Damit niemand aus den Viehwaggons fliehen konnte, wurden zur Fahrt die Türen fest verschlossen. Der Abschub, beziehungsweise die große Reise ins „Ungewisse“, in die Fremde, begann am Abend des 17. Mai 1946. Zur Bewegung der 40 Eisenbahnwaggons mit den vielen, zu Tode betrübten Menschen und ihrem leichten Gepäck waren zwei Dampflok notwendig. Sie zischten und dampften. Der Zug setzte sich in Bewegung, verließ das Durchgangslager von Budweis Richtung Westen. Das Fahrgeräusch der Dampflok höre ich heute noch und meine, die vordere Lok, die den

Zug zog, seufzen zu hören: „Wohin mit Euch, ihr armen Leut? – Wohin mit Euch, ihr armen Leut!“... Die zweite Lok jedoch, die den Zug schob, stöhnte erst einmal und piff dann vor Freude: „Raus mit Euch, raus mit Euch, raus mit Euch!“ ... Während der Fahrt wurde es draußen langsam dunkel und drinnen immer stiller, es herrschte eine unheimliche, gedrückte Stimmung. Ein unzumutbarer Zustand in jedem Waggon! 30 Personen saßen zusammengepfercht auf ihrem Gepäck! Auf dieser traurigen Fahrt begleitete uns nur der Mond. Durch die Türritzen sah ich seinen Lichtschein. Der Zug fuhr die ganze Nacht, ohne anzuhalten. In den Morgenstunden erreichten wir die tschechisch-deutsche Grenze. Wir waren im Westen angekommen. Der Zug hielt an, es öffneten sich die Türen und auf dem Bahnsteig standen bewaffnete Soldaten. Ich kannte ja die russischen Soldaten, solche waren es nicht. Amerikanische Soldaten waren es, sie kontrollierten nach einer Transportliste, die von den Tschechen erstellt worden war, ob die Anzahl der Personen, die auf der Transportliste standen, mit denen im Waggon identisch war. Einige Männer und Frauen reichten uns Getränke. Auf die Frage, wo wir seien, kam die Antwort: „Furth im Walde, in der amerikanischen besetzten Zone, in Bayern“. Keiner kannte den Ort. Die Freude hielt sich in Grenzen. Nach der Übergabe des Zuges von den Tschechen an die Amerikaner und dem Wechseln der Dampflok, ging die Reise wieder weiter. Die Waggontüren wurden nicht ganz geschlossen und man konnte bei der Weiterfahrt wenigstens die Landschaft sehen. Es winkten uns Leute zu, die sahen, dass wieder ein neuer Transport aus der Tschechoslowakei mit Sudetendeutschen außer Landes gebracht wurde.

Die zweite Haltestelle war Nürnberg, 10 Waggon wurden vom Zug abgekoppelt. Danach ging die Fahrt mit 30 Waggon weiter Richtung Unterfranken, nach Schweinfurt. Der Zug wurde dort in jeweils 10 Waggon aufgeteilt. Bei diesem Aufenthalt bestand die Möglichkeit, den Waggon zu wechseln. Dadurch kamen Verwandte oder Familien, die vom gleichen Ort waren, zusammen. Im Grunde war es aber nicht entscheidend, in welchem Waggon man sich befand. Man kannte ja die Gegend, die einzelnen Orte und ihre Vorzüge sowieso nicht. Unser Schicksal war dem Zufall überlassen. Die Reise ging weiter. Es war wie ein Glücksspiel, entweder kam man in eine landschaftlich schöne, fruchtbare oder in eine trostlose, arme Gegend. Eines war für alle gleich: Jeder musste bei Null anfangen. Die Vertreibung hatte auch zur Folge, dass die Dorfgemeinschaften zerrissen wurden. Die Familien wurden in ganz Bayern, auch in Hessen und in Ostdeutschland verteilt.

Nach der Aufteilung des Zuges blieben 10 Waggon in der Industriestadt Schweinfurt, 10 fuhren nach Miltenberg und die restlichen 10, in denen wir uns befanden, kamen nach Bad Kissingen.

3. Der Neuanfang:

Der Zug rollte nun mit uns Richtung des weltberühmten Kurortes Bad Kissingen. Am 19. und 20. Jahrhundert waren dort die königlichen Hoheiten, Zaren, Fürsten und Grafen zur Kur. Es war Abend, als wir ankamen. Wieder wurden wir und das Gepäck auf einen LKW aufgeladen und in ein Auffanglager gebracht. Der Landkreis Bad Kissingen hatte in der Stadt gleich zwei dieser Art: Das Hotel „Regina“ und das Hotel „Fürstenhof“. Der Begriff Hotel war nicht angebracht, es handelte sich eigentlich um Massenquartiere. Im „Hotel Fürstenhof“ bekam unsere Familie ein schönes Eckzimmer mit Balkon im zweiten Stock, mit Blick auf die Stadt. Das war für mich wie im Märchen. An den Wänden dieses Zimmers waren seidene Tapeten angebracht.

Daheim in Trautmanns waren die Wände mit weißem Kalk gestrichen. Am Abend musste man auch keine Petroleumlampe anzünden. In diesem Zimmer hing von der Decke an einer Kette ein Lüster. Über einen Schalter konnte man diesen einschalten und das ganze Zimmer war beleuchtet. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Nur das Mobiliar war in diesem

fürstlichen Hotel nicht standesgemäß. Es bestand aus 10 Feldbetten. Nichts desto trotz! Wir waren in einer anderen Welt angekommen. Diese neue Welt konnte man allerdings erst nach einer gewissen Zeit begreifen. Wir waren von einem Bauerndorf, das keinen elektrischen Strom und keine Wasserleitung hatte, in eine so schöne Stadt gekommen! Trotz allem vermissten wir das einfache eben in unserem Heimatdorf und hatten Heimweh. Die Sache hatte auch einen Haken: Unsere Familie mit sechs Personen musste das Zimmer mit einer anderen Familie teilen. Die Verpflegung, die wir im Auffanglager bekamen, war entsprechend dürftig. Nach den ersten aufregenden Tagen wurde uns schön langsam bewusst, wo wir gelandet waren. Die Sehnsucht nach der Heimat kam immer wieder durch. „Wie geht es weiter?“, war die bange Frage, die sich immer wieder stellte. Die Antwort der Leitung des Auffanglagers war: „Es müssen erst Quartiere zur Unterbringung der einzelnen Familien besorgt werden!“

In Bad Kissingen habe ich eine Lebenserfahrung gemacht, die ich nie vergessen werde: Hunger! Er war mir bis zu diesem Zeitpunkt fremd gewesen. In der Unterkunft gab es nur wenig zu essen, dies war nicht verwunderlich, denn ganz Deutschland nagte am Hungertuch. Am Abend beim Essen, wurde auch das Brot für das Frühstück des nächsten Tages ausgegeben. Eines Tages hatte ich so einen großen Hunger, dass ich am Abend das ganze Brot der Familie, dass für das Frühstück am nächsten Tag vorgesehen war, verzehrte.

Es vergingen einige Tage, bis wir überhaupt begriffen hatten, wo wir waren. Nach und nach gewöhnten wir uns an die neue Umgebung und versuchten, auch das Umfeld kennen zu lernen. In der Nähe unseres Auffanglagers war das „Schweizer Haus“, eine Gaststätte mit Kaffeehaus, in der ein amerikanischer Club untergebracht war. In diesem Club feierten jeden Abend die amerikanischen Offiziere bei Musik und Tanz mit deutschen Mädchen. Die Musik, die wir von dort hörten, war eine andere als die bei Feierlichkeiten in unserem Dorf. Außerdem sahen wir zum ersten Mal einen kakaofarbenen Menschen, einen Neger.

In der Nähe unserer Unterkunft war ein kleiner Flugplatz, auf dem täglich Propellermaschinen starteten und landeten. Zu Hause hörte und sah ich Flugzeuge nur am Horizont. Doch hier flogen die Propellermaschinen an unserem Fenster vorbei. Es war jedes Mal ein aufregendes und beeindruckendes Erlebnis. Der amerikanische Club zog uns Jugendliche magisch an. Immer wieder trieb es uns dorthin. Die amerikanischen Soldaten machten sich den Spaß, uns von ihrer Terrasse aus Kaugummi oder Zigarettenkippen zuzuwerfen. Meist gab es eine Balgerei um die begehrten Dinge. Einen Kaugummi kannten wir ja nicht und er war etwas Besonderes. Auch eine Zigarette oder Zigarettenkippe waren für uns wertvoll. Manchmal bettelten wir die amerikanischen Soldaten auch um einen Kaugummi oder eine Zigarette an. Das Geld, die Reichsmark, war nämlich zu dieser Zeit nichts wert. Geld hatten sowieso nicht. Wir versuchten Zigarettenkippen zu sammeln und daraus eine ganze Zigarette zu drehen. Für fünf Zigaretten bekam man einen Stollen Brot. Ein Stollen Brot kostete 25 Reichsmark.

Wir schulpflichtigen Kinder hatten in den ersten Wochen wiederum keinen Schulunterricht. Wir gingen daher zu einem Schuttplatz, der am Rande der Stadt lag. Dort hatten die amerikanischen Soldaten ihren Küchenmüll abgeladen. Wir suchten in dem Abfall und fanden angefaulte Orangen. Diese waren ein großer Fund! So eine Frucht hatten wir bislang noch nicht gesehen. Zur Aufbesserung des täglichen Lebensunterhalts gingen meine Eltern zu einer Familie „Am Staffelberg“ in Bad Kissingen und verrichteten dort Garten- und Hausarbeit. Das war für meine Eltern eine Beschäftigung und Ablenkung von dem Elend. Jeden Sonntag sind meine Eltern zu Fuß zu einer Kapelle gelaufen und haben dort gebetet, dass ihr Wunsch, wieder zurück in die Heimat zu kommen, in Erfüllung gehe.

Eines Tages sagten die Eltern zu mir: „Du kannst bei einem Fuhrbetrieb in Bad Kissingen als Stalljunge arbeiten!“. Sie gingen mit mir zu dieser Familie und stellten mich vor. Diese Leute waren von mir sofort angetan und meinten, dass ich gleich mit der Arbeit beginnen könne. Meine Arbeit war die Hof- und Stallarbeit bei den Pferden. Ich „arbeitete“ aber nur einen Tag. Die Leute, die Sprache, die Arbeit, alles war mir fremd und ich konnte mich mit dieser Tätigkeit nicht anfreunden.

Nach einer gewissen Eingewöhnungszeit musste ich nach fast einer halbjährigen Pause kurzzeitig wieder die Volksschule besuchen. Diese Schule war ganz anders als die in Haid, wo ich die einklassige Volksschule besuchte. Der Anfang war sehr schwer, da der Unterricht eine andere Art hatte. Ein gewisses Wissen fehlte mir schon und die neue Umgangssprache, fränkisch, war auch eine Barriere. In der Schulklasse wurden wir, die neuen Schüler, wie Ausländer angesehen.

Daheim in Trautmanns hatten wir während des Krieges einen Knecht. Er hieß Adolf. 1944 wurde er zur Wehrmacht einberufen. Seither hatten wir unseren Knecht nicht mehr gesehen und nichts mehr von ihm gehört. Eines Tages hatte in den Auenwiesen oberhalb des Flugplatzes in Bad Kissingen ein kleiner Wanderzirkus sein Zirkuszelt aufgestellt. Ich ging aus Neugier hin um zu sehen, was da los ist. Ein Zirkus war ja auch was Besonderes!! Wie es der Zufall wollte, traf ich unseren Knecht, den Adolf, bei diesem Zirkus. Wardas eine Freude! Er reiste mit dem Zirkus von Ort zu Ort und war für die Pferde zuständig. Wir gingen anschließend gemeinsam zu meinen Eltern. Auch bei ihnen war die Freude über die unverhoffte Begegnung mit unserem Knecht groß. Ein Jahr später, als wir in einem Dorf bei Münnerstadt wohnten, bekamen wir wieder Besuch von ihm. Obwohl wir zwischenzeitlich keine Verbindung mehr zu ihm hatten, hat er sich durchgefragt und uns wiedergefunden.

Leute von der Behörde, die für die Menschen im Auffanglager zuständig waren, suchten in den umliegenden Dörfern nach Unterkünften. Diese Behörde legte fest, welche Hausbesitzer Zimmer zur Aufnahme von Vertriebenen zur Verfügung stellen mussten. Manche wehrten sich, fremde Personen aufzunehmen, obwohl diese Platz hatten. Wie Waren wurden die Familien verteilt. Die Anzahl der Familien, die eine Gemeinde aufnehmen musste, richtete sich nach ihrer Einwohnerzahl. Die Zuweisung der einzelnen Familien in die Unterkünfte erfolgte ohne Abstimmung mit den Betroffenen, sodass die Familien gar nicht wussten, wo sie unterkommen würden. Aus heutiger Sicht ist es auch teilweise verständlich, dass die Heimatlosen nicht überall mit Freude aufgenommen wurden. Im Jahre 1946 war auch die Not bei der einheimischen Bevölkerung noch groß.

Nach und nach wurden aber alle Leute von den Auffanglagern in den einzelnen Dörfern im Landkreis Bad Kissingen untergebracht. Manche Familien, besonders, die ältere Generation, blieb an dem zugewiesenen Ort und fand dort eine neue Heimat. Viele Familien konnten sich jedoch nur schwer in der neuen Umgebung eingewöhnen. Die Behörden machten keine Vorgabe, dass die Familien an den zugewiesenen Ort bleiben mussten. Viele Familien haben deshalb die ihnen zugewiesenen Ortschaften wieder verlassen, da keine Verbindung zu dem vorgegebenen Ort entstand und sie auch keine Arbeit fanden. Sie sind in größere Gemeinden oder Städte gezogen. Die einzige Vorgabe von der Behörde war, dass man in Bayern bleiben musste.

Meine Familie wurde, nach vier Monaten Aufenthalt im Durchgangslager, am 10. September 1946 in das Dorf Brunn in der Nähe der kleinen Stadt Münnerstadt im Landkreis Bad Kissingen eingewiesen. Mit der Einweisung wurden wir auch polizeilich registriert und somit als Staatsbürger des Freistaats Bayern aufgenommen. Der Landkreis Bad Kissingen liegt in der Nähe des Länderdreiecks, Bayern, Hessen, Thüringen. Die Gegend um den Ort Brunn ist

hügelig und karg. Die Reise ins „Ungewisse“ war für uns hier zu Ende und wir mussten, nach dem Schweren, das wir zu ertragen hatten, ganz von vorne anzufangen.

Es begann für uns alle ein neuer Lebensabschnitt.

Es war ein Glück, dass die Leute in dieser Gegend sehr gläubig und katholisch waren wie wir. So hatten wir wenigstens etwas Gemeinsames mit den Einheimischen. Der christliche Glaube war es auch, der meinen Eltern wieder Kraft und Hoffnung für einen Neuanfang gab. Ein Jahr hatte es gedauert, bis wir wieder Boden unter den Füßen hatten. Man kann diese Zeit „Lebens-Leerlauf-Zeit“ bezeichnen. (Nach der Vertreibung im September 1945 acht Monate Tschechei und dann 4 Monate in Bad Kissingen im Auffanglager). Unser neues Zuhause, das Dorf Brünn war so groß oder man kann auch sagen, so klein wie Trautmanns. Wir waren für die Bewohner erstmals fremde Leute. Da unsere Familie aus sechs Personen bestand, wurden wir zuerst auf zwei Familien aufgeteilt. Meine Eltern und die zwei Schwestern waren bei der einen Familie, sie bekamen ein Dachzimmer. Meine Großmutter und ich wurden bei einer anderen Familie zur Übernachtung einquartiert. Nun waren meine Eltern wieder auf sich alleine gestellt und mussten für die Familie sorgen. Da wir am ersten Tag der Einweisung so wenig zu essen hatten, ging meine Mutter zu einem Bauern und bat diesen um Kartoffeln, die sie auch problemlos bekommen hat. Doch war ihr dieser Gang sehr schwergefallen und er hat unsere Situation verdeutlicht.

Meine Eltern waren, nach alledem, was geschehen war, auch seelisch am Ende. Sie sahen keine Perspektive für die Zukunft. Entwurzelt, heimatlos, mittellos – keine Arbeit, kein Geld – wenig zu essen. Verbindungen zur Verwandtschaft, zu den früheren Dorfbewohnern unterbrochen In den ersten Jahren hielten sich meine Eltern noch an einem Gedanken fest, der sie nicht ganz verzweifeln ließ: Wir werden schon wieder zurückkommen dürfen in die alte Heimat!

Doch dieser Wunsch ging niemals in Erfüllung. Zu all den Sorgen und Nöten kam noch ein weiterer Schicksalsschlag hinzu. Meine Großmutter, Mutter meines Vaters, starb durch einen Unfall im Alter von 65 Jahren. Sie wurde in Brünn beigesetzt. Sie war ein Stück Heimat, das uns sehr fehlte.

Es vergingen einige Jahre bis meine Eltern erfuhren, wo die einzelnen Familien aus unserem Dorf und die Verwandtschaft geblieben waren. In den Dörfern um Brünn waren viele Vertriebene, die das gleiche Schicksal wie wir erlitten hatten. An Sonntagen besuchten meine Eltern diese Familien. Diese Besuche brachten ihnen immer wieder Trost. Für die Menschen, die zum Zeitpunkt der Vertreibung über fünfzig Jahre alt waren, war es besonders schwer. Aufgrund der brutalen Entwurzelung konnten sie sich nur mehr recht und schlecht eingewöhnen. Die mittlere Generation konnte sich in der neuen Heimat auch nur langsam zurechtfinden. Die damalige jugendliche Generation aber hatte geringere Probleme mit der Integration, da diese schnell Kontakt zur ansässigen Jugend fand.

In der nachfolgenden Zeit haben die Behörden die einzelnen Familien aufgefordert, eine Aufstellung über das zurückgelassene Vermögen zur Schadensfeststellung abzugeben. Diese war später auch maßgebend über die Höhe des Lastenausgleichs, den die Familien bekommen haben.

Seitens der Oberen Siedlungsbehörde der Regierung von Unterfranken war man auch bemüht, für die ehemaligen Bauern eine landwirtschaftliche Siedlerstelle zu finden. Diese Bemühungen sind aber größtenteils gescheitert.

Nun begann wieder ein neuer Lebensabschnitt für mich. Für meine Schwestern und mich hieß er nämlich, die einklassige Volksschule in Brünn zu besuchen. Im Sommer 1947 war dann die Pflichtschulzeit zu Ende. Durch die Schule bestanden Verbindungen zur Dorfjugend und ich hatte mich schnell an die neue Umgebung gewöhnt. Die Vertreibung hatte für mich

jedoch auch die Folge, dass mir eineinhalb Schuljahre fehlten. Mit 14 Jahren sollte ich in der Pfarrkirche Münnerstadt gefirmt werden. Als Firmpate war für mich Hans Schulz aus Buschendorf vorgesehen. Da dieser Firmpate jedoch in die Ostzone ausgesiedelt wurde, konnte er nicht kommen. Also ging ich mit Mutter, aber ohne Firmpaten zur Firmung. Aals die Firmlinge in Reih und Glied aufgestellt waren, ersuchte meine Mutter einen fremden Mann, die Patenschaft für mich zu übernehmen. Er willigte ein. Nach der Firmung gingen wir auseinander und ich sah diesen Mann, meinen Firmpaten, nie wieder. Ab September 1947 konnte ich mit meinen 14 Jahren eine Schlosserlehre beginnen. Die Lehrzeit dauerte 3 Jahre, während der Zeit als Schlossergeselle bereitete ich mich auf ein Studium vor. Ich konnte das Polytechnikum in Würzburg, Fachrichtung Maschinenbau besuchen. Wahrscheinlich hatte damals das Erlebnis mit dem Lanz-Bulldog meiner Berufswahl eine Richtung gegeben!

In dieser Zeit fiel ein weiteres Erlebnis: Großmutter hatte bei der Vertreibung ein Sparbuch durch alle tschechischen Kontrollen geschmuggelt, es war für meinen Onkel bestimmt. Der war aber in Österreich ansässig geworden. Die Grenze nach Österreich war zu. Mein Vater vereinbarte deshalb brieflich zur Übergabe ein Treffen an der Grenze, in Wegscheid. Mit dem Zug fuhren wir hin und konnten nach einem eineinhalb stündigen Gespräch an der Grenze das Sparbuch übergeben.

In der ländlichen Gegend, wo wir ansässig wurden, waren vorwiegend nur kleine Bauern. Im Allgemeinen war es auch so, dass der überwiegende Teil der ausgewiesenen Personen in der Landwirtschaft tätig war und daher nur geringwertige Arbeit annehmen konnte. Die erste Arbeitsstelle meines Vaters war ein Steinbruch im Nachbarort. Es war eine sehr schwere Arbeit, weil es damals keine Maschinen oder Geräte gab. Danach arbeitete mein Vater beim Straßendienst als Hilfsarbeiter. Durch Zufall erfuhren meine Eltern, dass die damalige Reichsbahn, heute Bundesbahn, Arbeiter für den Gleisbau suchte. Diese Arbeitsstelle hat mein Vater angenommen, er war bis zu seiner Pensionierung mit 58 Jahren bei der Bundesbahn tätig.

In der Zeit von 1946 bis 1948 gab es Lebensmittelkarten. Die Lebensmittel waren jedoch rationiert, das heißt man bekam nur eine bestimmte zugeteilte Menge an Brot, Butter, Zucker, usw. In dieser Zeit herrschte die sogenannte Tauschwährung. Hast Du was, bekommst Du was! Es blühte der Schwarzhandel. Da die zugeteilte Menge an Brot nicht ausreichte, ging meine Mutter auf die abgeernteten Felder und sammelte die Getreideähren, die auf dem Boden lagen. Die ausgelesenen Getreidekörner tauschte sie gegen Mehl ein. Zur Linderung der ärgsten Not erhielten wir manchmal Lebensmittelpakete, Care-Pakete genannt. Sie waren Spenden von amerikanischen Hilfsorganisationen.

Im Zuge der Währungsreform vom 20. Juni 1948 wurden 10 Reichsmark in 1-Deutsche Mark umgetauscht. Außerdem bekam jede Person vom Staat 40 DM als Startkapital. Ab diesem Zeitpunkt ging es aufwärts. Die Geschäfte waren plötzlich voll mit Waren, allerdings fehlte für vieles das Geld. Nach der Währungsreform war die Rationierung der Lebensmittel nicht mehr notwendig und die Lebensmittelmarken wurden abgeschafft.

Durch die Kriegseinwirkungen waren viele Wohnungen zerstört bzw. nicht bewohnbar und dadurch war Wohnungsnot vorhanden. Im September 1948 bezogen wir eine 2 ½ Zimmer Wohnung in Münnerstadt. Ab diesem Zeitpunkt brauchte mein Vater nicht mehr diesen großen Zeitaufwand für den Weg zur Arbeitsstelle. Dafür musste ich jeden Tag von Münnerstadt nach Brünn hin und zurück, zwei Jahre lang, Sommer wie Winter, mit dem Fahrrad fahren. Da der Verdienst meines Vaters bei der Bundesbahn gering war, ging meine Mutter als Tagelöhnerin zur Aufbesserung des Einkommens arbeiten.

Der Freistaat Bayern hat die meisten der Sudetendeutschen aufgenommen und dadurch die Sudetendeutschen als 5. Volksstamm anerkannt. Durch Schule und Beruf fand bei der jungen Generation schnell eine Verflechtung mit der einheimischen Jugend statt. Seitens der Eltern wurde jedoch auch versucht, wie es damals üblich war, auf die heranwachsende Jugend einen Einfluss bei der Auswahl eines Lebenspartners zu nehmen. Es war der Wunsch der Eltern, einen Partner aus der ehemaligen Heimat in die engere Wahl zu ziehen. Es gab auch Bedenken bei den ansässigen Eltern, wenn zwei junge Menschen unterschiedlicher Herkunft heiraten wollten. Für die ansässigen Bewohner waren alle Menschen, die aus dem Osten nach Westdeutschland gekommen waren, Flüchtlinge. Dabei wurde kein Unterschied gemacht, ob man zwangsweise oder freiwillig die Heimat verlassen hatte. Dieses Wort „Flüchtling“ hörten wir nicht gerne, es gehört bei manchem Bewohner heute noch zum Wortschatz. Die Jugend ging ihren eigenen Weg und konnte von den Bedenken der Eltern zum Großteil nicht beeinflusst werden. In nachfolgenden Jahren wurden viele glückliche Ehen geschlossen, wo die Partnerschaft aus Flüchtling und Einwohner bestand. Meine Ehefrau stammt auch aus Franken. Nach und nach vermischte sich die Bevölkerung und es kam frisches Blut in den Kreislauf. Wenn beide Seiten zu einem gewissen Anpassungsprozess bereit waren, ging alles gut.

Dann kam der Aufbruch in den fünfziger und in den sechziger Jahren. Die einzelnen Familien bauten Häuser, dabei wurde viel Eigenleistung erbracht. Es entstanden einzelne Straßenzüge oder Siedlungen, die vorwiegend von Heimatvertriebenen bewohnt wurden. Es wurden nicht nur Häuser gebaut, die einstigen „Flüchtlinge“ gründeten auch Betriebe. Durch diese Entwicklung kamen viele Menschen wieder zu Arbeit und Brot. Eine besondere Unterstützung, eine finanzielle Starthilfe, war der Lastenausgleich durch die Bundesregierung. Wenn sich ein paar Jahre später Heimatvertriebene trafen, war eine der ersten Fragen: „Habt's es a baut?“ (Das heißt: Habt ihr auch ein Haus gebaut?). Somit war die Integration voll gefestigt und geglückt! Es ist erwiesen, dass die Vertriebenen zur gesamten erfolgreichen Entwicklung Deutschlands, ob wirtschaftlich oder auf anderen Gebieten, einen erheblichen Anteil geleistet haben. Auch ihre aktive Beteiligung in Vereinen, Verbänden oder in der Politik ist erwähnenswert.

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre hatten meine Eltern einen Besuch von einem deutschen Dorfbewohner aus Trautmanns, einem ehemaligen Freund meines Vaters. Er war mit einer Tschechin verheiratet und lebte noch in unserem Heimatdorf. Mein Vater zeigte ihm unser Haus, das ich mit ihm gebaut hatte. Nach einer Weile fragte der Mann, meinen Vater ob er auch ein Zimmer habe in dem er regnet. Er meinte damit ein Badezimmer mit Dusche. Aus dieser Fragestellung konnte man entnehmen, wie rückständig die Tschechen zu der damaligen Zeit noch waren.

Im Jahr 1963 war ich zum ersten Mal wieder in der alten Heimat, in Trautmanns. Da kam Wehmut auf, wie ich alles nach 18 Jahren wiedersah. Das Dorf, den Hof, Wiesen, Wald und Felder mit der Umgebung! Mein Seelenschmerz erdrückte mich beinahe. Damals konnte man noch mit Leuten im Dorf sprechen. Heute läuft nicht einmal ein Hund umher. Diesen Besuch nutzte ich auch, um meine Tante in Chwalkahof/Hofhäuseln zu besuchen. Da sah ich unsere schöne Pendeluhr, die ihr Mutter zur Verwahrung anvertraut hatte, wieder. Meine Tante hat das „Problem“ nicht angesprochen und ich habe auch nichts gesagt.

Der tschechische Staat hatte ja in den nachfolgenden Jahren jenen, die unsere Häuser übernommen hatte, durch die Verstaatlichung alles, einschließlich Gebäude, Grund und Boden wieder genommen.

Auf unserem Bauernhof war bereits der dritte Besitzer. Er hatte eine Frau aus unserem Dorf geheiratet, eine Schulkameradin von mir. Wir hatten gemeinsam die Volksschule in Haid

besucht. Somit war die Verständigung nicht schwer. Nach einem weiteren Besuch in der Heimat, vor der Wende, erzählte mir diese Frau, dass sie und ihr Ehemann, unseren Bauernhof vom tschechischen Staat gekauft haben. Sie erklärte mir, als Entschuldigung, wir hätten dafür von der deutschen Regierung Geld zum Bau eines Hauses bekommen, was jedoch in keiner Weise stimmte. Der Lastenausgleich, den die einzelnen Familien erhielten, war kein Geld von den Tschechen! Der Tschechische Staat hat sogar bis zum heutigen Tage keine einzige Krone Entschädigung für das durch die Vertreibung verloren gegangene Vermögen bezahlt.

Trotz allem, die Tschechen waren ärmer als wir Vertriebene. Das Ehepaar auf unserem ehemaligen Bauernhof hatte nur das Gebäude gekauft und der tschechische Staat hat aus den Feldern, Wiesen und Wäldern die Kolchosen geschaffen. Durch diesen Umstand musste das Ehepaar als Knecht und Magd bei der Kolchose arbeiten. In den nachfolgenden Jahren besuchte ich immer wieder die alte Heimat. Nach der Wende haben die Hausbesitzer den Grund und Boden, was früher zu dem Bauernhof gehörte, vom tschechischen Staat wieder zurückbekommen. All dies hat das Ehepaar an eine neu gegründete Genossenschaft veräußert. Zwischenzeitlich ist das Ehepaar, das unseren Hof in Besitz nahm, verstorben. Ihre Nachkommen wohnen andersorts und somit ist der Bauernhof unbewohnt. (Im Jahr 1911 hat mein Großvater diesen Bauernhof in Massivbauweise errichtet). In Trautmanns werden, wie in anderen ehemaligen „deutschen“ Dörfern auch, die Häuser als Wochenendhäuser genutzt. Unser Bauernhof ist dafür nicht geeignet. Deshalb ist das Gebäude dem Verfall preisgegeben. Wir, die Vertriebenen, waren freie Menschen und konnten unseren Beruf und Arbeitsplatz nach Eignung frei wählen. Ich habe mir auch öfters die Frage gestellt, wie es gewesen wäre, wenn wir nicht in Westdeutschland gelandet wären. Wäre ich auch ein Arbeiter einer Kolchose geworden?

Wie bereits angeführt, haben die Tschechen nach der Wende den Grund und Boden, der zu den Bauerhöfen gehörte, wieder zurückbekommen. Ich habe auch den Antrag um Rückgabe des verlorenen Vermögens, am 18.4.1992, per Einschreiben, an den Präsidenten Herrn Vaclav Havel, Hradschin, CSFR, in Prag gestellt. Meine Forderung um Rückgabe von Grund und Boden wurde abgelehnt. Die Begründung war folgende: „Die Rückgabe erfolgt nur an tschechische Bürger“. Diese Begründung sagt, dass die Personen, die nach der Vertreibung die Häuser in Besitz nahmen, wieder Grund und Boden zurückbekommen haben, obwohl sie niemals diesen Grund und Boden besessen hatten.

Das Landschaftsbild unserer Heimat hat sich seit 1945 völlig verändert. Früher waren auf den Fluren, Feldwege, Feldraine, kleine Teiche, kleine Wasserläufe, Hügel, Stauden, Hecke und Bäume. Im kommunistischen System wurde alles niedergemacht, umgepflügt, gerodet, zugeschüttet, niedergewalzt und eben geschoben, um große Äcker und Wiesen zu bekommen. Durch diese radikale Umgestaltung der Fluren ging ein Stück Heimat verloren. Einzig den Wald hat man nicht verändert.

Jetzt beherrschen die Bosse der Agrargenossenschaften die Fluren unserer Vorfahren. Die Genossenschaften haben Felder, Wiesen und Wälder von stattlichen Stellen sowie von Familien, die sie bei unserer Vertreibung zugesprochen bekamen, billig erworben. Die Bosse der Genossenschaften gehören heute zu den Reichen im Sudetenland.

4. Resümee:

Die Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat ist und bleibt großes Unrecht!

Der Gang ins „Ungewisse“ zu dem wir gezwungen worden waren, hat Gott sei Dank ein gutes Ende gefunden. Seither sind fast 70 Jahre vergangen. Das sind drei Generationen. Vergessen sind die Erlebnisse nicht. Die Vertriebenen sind schon lange in Deutschland keine Fremden

mehr, wir haben uns schnell eingegliedert. Waren wir doch Menschen gleicher Sprache, abgesehen von den Dialekten, gleicher Kultur und gleicher christlicher Religion.

Das Leben steht ständig im Wandel. Die damals erwachsene Generation ist verstorben. Die damals junge Generation, die vor 1945 geboren wurde, steht an der Schwelle des Lebens. In einigen Jahren kann es sein, dass unsere Nachkommen nicht mehr wissen, wo das Sudetenland war.

Zwischenzeitlich hat sich in den vergangenen 70 Jahren, politisch, gesellschaftlich und auch auf technischem Gebiet viel verändert. Die Sudetendeutschen waren in ihren Aufnahmeländern auch beteiligt an dieser der gesamten positiven Entwicklung.

Ein Sprichwort sagt: „Die Zeit heilt alle Wunden.“ Die Wunde aber, die wir durch die Tschechen, durch die Vertreibung aus der Heimat erlitten haben, ist nicht verheilt und nicht heilbar. Nur der Neuanfang konnte den Schmerz lindern.

In der südböhmischen Wallfahrtskirche „Maria Schnee“, zu der viele unserer Gegend gepilgert sind, hängt an der Wand eine Gedenktafel mit folgendem Gedicht:

Horch, wie die alten Tannen rauschen!
Sie rauschen immer noch dasselbe Lied;
Sonst ist alles anders geworden
Als ich aus der Heimat schied.
Traurig gingen wir von hinnen,
fremd und einsam kehr ich hier.
Herz, ach Herz, wie bist du voll von Sehnen,
Heimat, wie bist du leer!
Heimat, wo ich geboren bin,
deine dunklen Wälder weinen im Wind!

Johann Pangerl!

Münnerstadt, den 23. August 2014

Otto Ortner